

# Für unsere Kinder

Nr. 22 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1912

**Inhaltsverzeichnis:** Fisch und Falk. Von Gottfried Keller. (Gedicht.) — Die Prüfung. — Der schwarze Tod. Von Hermann v. Lingg. (Gedicht.) — Eine indianische Totenstadt. Von Eugenie Jacobi. — Das Leben auf einer einsamen Insel. (Schluß.) — Die drei Faulen. Von Brüder Grimm. — Rätsellied.

## Fisch und Falk.

Von Gottfried Keller.

Ein Fischlein steht am kühlen Grund,  
Durchsichtig fließen die Wogen,  
Und senkrecht ob ihm hat sein Rund  
Ein schwebender Falk gezogen.

Der ist so Ierchenklein zu sehn  
Zuhöchst im Himmelsdome;  
Er sieht das Fischlein ruhig stehn,  
Glänzend im tiefen Strome!

Und dieses auch hinwieder sieht  
Ins Blaue durch seine Welle,  
Ich glaube gar, das Sehnen zieht  
Eins an des andern Stelle!

○ ○ ○

## Die Prüfung.

Der große provenzalische Dichter Mistral hatte im Frühjahr 1847, noch nicht siebenzehnjährig, seine Klassen in Nîmion beendet und war an einem heißen Augusttage zur Ablegung der Baccalaureatsprüfung\* nach Nîmes gefahren. Gegen Abend angekommen, schleuderte er, sein Bündel in der Hand, durstig durch die glühende Stadt, um eine Nachtherberge zu suchen. Die in den Hauptstraßen gelegenen seinen Gasthöfe mit besetzten Kellnern und betretenen Türstehern kamen ihm nicht geheuer vor. Wie ganz anders mochte es da zugehen, als daheim, wo sich des Vaters zahlreiches Hofgesinde mit zu Tische setzte und jeder seinen Beitrag zur nie versiegenden Unterhaltung über den Feldbau und die Herden lieferte. Nach langem, unentschlossenem Wandern geriet unser Schüler in eine Vorstadt. Da hing an einem bescheidenen Hause ein Schild: „Zum kleinen Sankt

\* Wer an einer französischen Universität studieren und ein Examen ablegen will, muß zuvor die Baccalaureatsprüfung bestanden haben.

Johannes“. Gleich fühlte er sich angeheimelt. War ihm doch Sankt Johannes wie ein lieber Landsmann, er, der ihm von Kind auf vertraute Beschützer der Ernte und Freund der Schnitter!

Er hatte die rechte Einfuhr gefunden. Im schattigen Hofe des Wirtshauses standen ländliche Gefährte, zwischen ihnen lustwandelten plaudernde Gruppen junger Mädchen in der kleidsamen arlesischen Tracht, und in der großen Gaststube saßen mit ihren Frauen und Töchtern die Gärtner und Gemüsebauer aus den Nachbarbürgen von Maiano, die wöchentlich einmal nach Nîmes zum Markte fuhren.

Der junge Mistral setzte sich in eine Ecke, beschäftigte sich angelegentlich mit seinem Abendessen und hörte als Sachkenner den laut geführten landwirtschaftlichen Gesprächen zu.

„Und Ihr, junger Mann,“ fragte ihn plötzlich einer der Hauptredner, „ist's erlaubt zu fragen, ob Ihr auch Gärtner seid?“

„Nicht ganz,“ antwortete noch ein wenig schüchtern der Musensohn. „Ich bin hier, um Baccalaureus zu werden.“

„Bacca? Vacca? Was für ein Vacca? Und aller Augen richteten sich auf den jungen Menschen, der im Begriffe stand, etwas sehr Seltsames zu werden. Der aber sagte sich alsbald ein Herz und begann zu erläutern:

„Wenn wir die Schule durchgemacht und dort Französisch, Latein, Griechisch, Geschichte, Rhetorik, Mathematik, Physik, Chemie, Astronomie, Philosophie und noch einiges andere gelernt haben, müssen wir hierher nach Nîmes kommen und uns von den großen Gelehrten prüfen lassen.“

„Ach! ich weiß! wie wir vom Kaplan, wenn er uns bei der Firmelung fragt: Bist du ein Christ?“

„Gerade so. Die großen Gelehrten fragen einen alles, was in den Büchern steht, und wer gut antwortet, kann dann Notar, Advokat, Richter, Arzt, ja sogar Unterpräfekt oder was er sonst will, werden. Die schriftliche Prüfung, mit der das Größte abgemacht wird, habe ich schon hinter mir, aber morgen sollen wir, meine Kameraden und ich, noch einmal ganz sein durchgesehen werden.“

„Ich wüßte doch gern,“ sagte einer, „was sie euch da wohl alles fragen werden.“

„Je nun, zum Beispiel: Die Jahreszahlen und Tage aller Schlachten, die in der ganzen Welt geschlagen worden sind, seit die Menschen aufeinander loshauen. Die Schlachten der Juden, der Römer, der Sarazenen, der Deutschen, der Spanier, der Franzosen, Engländer, Ungarn, Polacken und aller übrigen. Und nicht nur die Schlachten, sondern auch die Namen der Feldherren, die sie befehligt haben. Die Namen der Könige, der Königinnen, ihrer Kinder und Minister, und ob sie gut oder böse gewesen sind.“

„Poß tausend! Man sollte nicht denken, daß es Leute gibt, die so viel im Kopfe behalten können! Man sieht wohl, daß die nichts zu arbeiten brauchen! Wenn sie, wie wir, jeden Morgen vor drei Uhr aufstehen und graben müßten, würde ihnen das wohl vergehen! Aber weiter.“

Und der angehende Student, der jetzt gut im Zuge war, fuhr fort:

„Und nicht nur die Namen der Könige müssen wir wissen, sondern auch die Namen aller Völker, aller Länder, Flüsse, Berge und überhaupt von allem, was es unter der Sonne gibt. Und bei den Flüssen werden wir überdies gefragt, wo sie entspringen und wo sie ausmünden. Und ferner, wie der Tau entsteht, und der Regen und Hagel und Donner und Blitz, und woher die Winde blasen und welchen Weg sie in der Sekunde, in der Minute, in der Stunde zurücklegen.“

„Wenn eure Gelehrten so viel wissen,“ rief ein anderer dazwischen, „sollten sie doch wenigstens auch imstande sein, dem abscheulichen stürmenden Mistral\* das Handwerk zu legen, der unsere Felder und Gräben austrocknet und unsere Hütten abdeckt!“

„Das will die Regierung nicht,“ sagte bedächtig ein alter Gärtner. „Wir würden sonst zu reich und die Pariser wären nicht mehr die ersten.“

„Man fragt uns,“ fuhr der Erklärer unbeeinträchtigt fort, „nach den Gattungen und Arten der Tiere, der Vögel, der Fische, ja sogar der Schlangen. Dann nach den Namen, der Größe und den Entfernungen der Sterne, und wie weit es zur Sonne, und wie weit es zum Monde ist.“

„Das ist alles müßiges Zeug,“ sagte ein sechster, „wer will es denn nachmessen. Ja,

\* Der Mistral ist ein ungestümer und kalter Wind, der aus Nordwesten vom Gebirge der Cevennen herabweht und in der Provence und an der Südküste Frankreichs große Verheerungen anrichtet.

wenn sie genau angeben könnten, bei welchem Mond man den Sellerie pflanzen muß, und bei welchem die Bohnen stecken, damit sie am schönsten aufgehen, und bei welchem man am besten etwas gegen die Schweinekrankheit ausrichtet, dann würde ich sagen: Ja, das ist Wissenschaft! aber was uns der junge Mensch da aufsticht, das ist ja lauter Larifarie!“

„Durchaus nicht!“ riefen die anderen. „Denn es muß doch schon einer einen staatsmäßigen Kopf haben, um allein alles das zu behalten, was der uns nur so aufgezählt hat.“

„Ja! armes Bürschchen,“ sagten die Frauen, „er sieht aber auch recht bleich aus. Das viele Sitzen taugt nichts! Und was nützt es, so viel zu wissen, wenn die Gesundheit dabei zugrunde geht?“

„Soviel ist gewiß, mich könnte man eher totprügeln, als mir nur den hundertsten Teil von dem einbläuen, was man wissen muß, wenn man so ein Bacca . . . Bacca . . . wie heißt es doch? . . . werden will!“

„Nun hört, ihr guten Leute,“ sagte der älteste. „Wißt ihr, was wir tun müssen? Wenn wir wählen gehen, oder wenn es ein Stierrennen gibt oder schöne Wettspiele, kommt es doch öfter vor, daß wir einen Tag länger hier bleiben, um zu wissen, wer den Sieg davongetragen hat. Jetzt sind wir einmal in Nîmes, und hier ist ein Bauernsohn aus Maiano, der morgen Bac—ca—lau—re—us werden will. Anstatt heute Abend heimzufen, übernachtet wir alle in Nîmes, und morgen werden wir wenigstens wissen, ob es unserem Bauernblut geglückt ist.“

„Recht so!“ riefen alle. „Jetzt sind wir einmal dabei, jetzt wollen wir auch das Ende sehen!“

Am nächsten Morgen nahmen fünf Professoren, fünf große Professoren der Universität Montpellier, den Prästing ins Gebet.

Das Examen lief vortrefflich ab, und selig, mehr fliegend als laufend, kehrte der neugebackene Baccalaureus in den „kleinen Sankt Johannes“ zurück. Die wackeren Gärtnersleute hatten ihn mit Angebuhd erwartet. Und als sie ihn glückstrahlend hereinstürzen sahen, riefen sie mit Donnerstimmen: „Er ist durch! Er ist durch!“ Und die Männer, die Frauen, die Mädchen, der Wirt, die Wirtin, der Stallknecht, alle, alle umarmten den jungen Sieger und renten ihn vor lauter Händeschütteln fast die Arme aus. Es war, wie wenn jedem und jeder ein eigenes großes Glück wiederfahren wäre.

Der älteste aber, derselbe, der den Vorschlag gemacht hatte, dazubleiben, verlangte das Wort. Er war sichtlich ergriffen.

„Junge,“ rief er, „wir freuen uns! Poh Ruckuck, ja, wir freuen uns sogar sehr! Du hast es ihnen gezeigt, den Stadtherren, daß aus unseren Erdschollen nicht bloß Ameisen hervorkommen, sondern auch Männer! Jawohl, ganze Kerle, sage ich! Und jetzt vorwärts, Kinder, hopp! es wird eine Farandole getanzt!“

Die Hände faßten einander und zur Tür hinaus schlängelte sich um Gemüßewagen, Bäume, Fische und Bänke herum, durch den weiten Hof des „Kleinen Sankt Johannes“ eine lange jauchzende Farandole. Als man sich müde getanzt und gejubelt hatte, ging's in die Wirtsstube zurück. Man aß, trank und sang, und gegen Abend fuhren alle seelenvergnügt nach ihren Heimatdörfern zurück.

Seit jenem Tage ist mehr als ein halbes Jahrhundert verflossen. Mistral ist in dieser langen Zeit in Nîmes, wie überall, wo er in der Provence den Fuß hinsetzt, mehr als einmal mit fast königlichen Ehren empfangen worden. Aber so oft er von weitem das Schild des „Kleinen Sankt Johannes“ erblickt, steigt in seiner Seele jenes Jugenderlebnis in vollem Glanze empor, und mit Behmut gedenkt er der schlichten Menschen, die ihn zum erstenmal die Liebe seiner Landsleute und das Glück der Volkstümlichkeit empfinden lehrten.

o o o

## Der schwarze Tod.

Von Hermann v. Sings.

Erzitterte Welt, ich bin die Pest,  
Ich komm' in alle Lande  
Und richte mir ein großes Fest;  
Mein Blick ist Fieber, feuerfest  
Und schwarz ist mein Gewande.

Ich komme von Agyptenland  
In roten Nebelschleiern,  
Am Nilusstrand im gelben Sand  
Entsog ich Gift dem Wüstenbrand  
Und Gift aus Dracheneiern.

Talein und aus, bergauf und ab  
Ich mäh' zur Ede Heide  
Die Welt mit meinem Wanderstab,  
Ich seh' vor jedes Haus ein Grab  
Und eine Trauerweide.

Ich bin der große Völlertod,  
Ich bin das große Sterben,

Es geht vor mir die Wassersnot,  
Ich bringe mit das teure Brot,  
Den Krieg tu' ich beerben.

Es hilft euch nichts, wie weit ihr floht,  
Mein tausend Ross geht weiter,  
Ich bin der schnelle schwarze Tod,  
Ich überhol' das schnellste Boot  
Und auch den schnellsten Reiter.

Dem Kaufmann trägt man mich ins Haus  
Zugleich mit seiner Ware;  
Er freut sich hoch, er lacht beim Schmaus,  
Ich steig' aus seinem Schatz heraus  
Und streck' ihn auf die Bahre.

Mir ist auf hohem Felsvorsprung  
Kein Schloß zu hoch, ich komme;  
Mir ist kein junges Blut zu jung,  
Kein Leib ist mir gesund genug,  
Mir ist kein Herz zu fromme.

Wem ich nur schau' ins Aug' hinein,  
Der mag kein Licht mehr sehen;  
Wem ich gesegnet Brot und Wein,  
Den hungert nur nach Staub allein,  
Den durstet's, heimzugehen.

Im Osten starb der große Chan,  
Auf Indiens Zimmetinseln  
Starb Negerfürst und Muselman,  
Man hört auch nachts in Spahan  
Beim Was die Hunde winseln.

Byzanz war eine schöne Stadt,  
Und blühend lag Venedig,  
Nun liegt das Volk wie welkes Blatt,  
Und wer das Laub zu sammeln hat,  
Wird auch der Mühe ledig.

An Nordlands letztem Felsenriff  
In einem kleinen Hasen  
Warf ich ein ausgestorbnes Schiff,  
Und alles, was mein Hauch ergriff,  
Das mußte schlafen, schlafen.

Sie liegen in der Stadt umher,  
Ob Tag und Monde schwinden;  
Es zählt kein Mensch die Stunden mehr,  
Nach Jahren wird man öd und leer  
Die Stadt der Toten finden.

o o o

## Eine indianische Totenstadt.

Spanische Schriftsteller erzählen uns von der Größe und dem Reichtum des Inkareiches in Südamerika, das die Spanier im Jahre 1532 zerstörten. Ein gutgeleiteter Ackerbau ernährte

das Volk, Weberei und Töpferei blühten, aus Kupfer und Bronze stellte man Werkzeuge und Waffen her, und in den Tempeln und Palästen der herrschenden Inkas häuften sich wunderbare Gold- und Silberarbeiten und Edelsteinschätze. Festungen schirmten das weite Reich, das Land war der Länge nach von Nord nach Süd durch zwei Hauptstraßen durchzogen, von denen die eine in der Küstenebene und die andere im Hochland lief, und die beide durch zahlreiche Querstraßen verbunden waren. An den wohlgebauten Straßen standen in regelmäßigen Zwischenräumen Vorrathshäuser, Kasernen und Rathhäuser. Das dürstige Leben der heutigen zivilisierten Indianer Perus unter der Herrschaft der Weißen verrät nichts von dieser großen Vergangenheit ihres Volkes. Daß aber die alten Berichte der Spanier wahr sind, mögen sie im einzelnen auch übertrieben sein, das bezeugen uns die Toten und ihre Gräber.

Wenn man unsere Friedhöfe nach Hunderten von Jahren wieder aufgräbe, so würde man nur Knochen finden, und die Gräber könnten nicht lehren, wie wir gelebt haben, was für Werkzeuge und Waffen wir gebrauchten, wie wir uns kleideten und nährten. Anders die Gräber der Indianer Perus aus früheren Tagen. Wie viele Völker jehiger und namentlich vergangener Zeiten glaubten die Ketschua, das Indianervolk Perus, der Gestorbene lebe als Geist fort. Doch dieser Geist, glaubten sie, führe ein ähnliches Leben wie die Lebenden, er brauche wie sie Speise und Trank, Geräte, Waffen und Spielzeuge. Bekommt er dies alles nicht, so muß er Mangel leiden und rächt sich dafür an den Lebenden. Die Geister der Gestorbenen besitzen große Macht, und die Lebenden suchen sie sich wohlgesinnt zu machen. Man gibt dem Toten daher Nahrung, Kleidung, Geräte, Waffen mit ins Grab, kurz Dinge, an denen sein Herz besonders hing. In Afrika werden heute noch in manchen Gegenden beim Tode eines Häuptlings Sklaven und Sklavinnen getötet, damit ihre Geister dem Geiste ihres Herrn Dienste verrichten.

Einige Meilen nördlich von Lima, der Hauptstadt der südamerikanischen Republik Peru, liegt in der Küstenebene zwischen der himmeltragenden Kette der Anden und den Fluten des Stillen Ozeans das Totenfeld von Aucon. Diese riesige Gräberstätte ist an der Oberfläche des Bodens weder durch Hügel, Steine oder sonst etwas gekennzeichnet. Das erschwert wohl das Auffinden der Gräber, hat aber auch ihrer Zerstörung gewehrt. Der Inhalt

dieser Gräber gibt uns ein reiches Bild von dem Leben der Indianer Perus in früheren Zeiten. Auch bei uns gab man ja in vorgeschichtlichen Zeiten dem Gestorbenen allerlei Gegenstände mit ins Grab, deren er, wie man glaubte, im Geisterreiche bedurfte. Aber in dem feuchten Boden haben sich nur steinerne und metallene Werkzeuge, Waffen und Schmuckstücke erhalten. Alles andere ist vermodert. In der heißen Küstenebene Perus dagegen regnet es nie. In dem trockenen, salpeterhaltigen Boden hat sich daher das Meiste erhalten, was den Toten mit ins Grab gegeben wurde. Wo aber diese heiße, wüstenartige Küstenebene von den Flüssen durchschnitten wird, die von der Cordillere herabstürzen, da blühte einst im Grün der Flußufer ein reiches Leben. Denn die Gräberfunde lehren uns, daß an der Küste eine noch höhere und wahrscheinlich auch ältere Kultur herrschte als im Innern auf dem Hochland, wo die Inkas saßen, die Beherrscher des Ketschuavolkes, von denen uns die spanischen Berichte melden.

Zur Bestattung ihrer Toten höhlt die Indianer brunnenartige Vertiefungen mit Seitennischen in den Boden. Fischnetze und Muschelschmuck in diesen Gräbern erinnern an die Nähe des Meeres. Schleudern, Schleudertaschen, Arzte, Keulen erzählen von Jagd und Krieg, Spindeln und Garn weisen auf das Schaffen weiblicher Hände hin. Ein kleiner Behälter diente zur Aufbewahrung von Schminke. Zu den Beigaben der Toten gehören weiter prächtig gemusterte und gefärbte Gewebe und bestickte Gewänder aus Lamawolle, Baumwolle oder Pflanzenfasern, Kämme aus Holz, Sandalen, Poliersteine und hölzerne Löffel. Ferner finden wir Kuchen aus Maismehl, Maiskolben, Bataken, Erdnüsse, Sämereien. Auch Tierleichen fehlen nicht, so Tauben, Meerschweinchen, Hunde mit abgeschnittenen Ohren und Lamas. — Das Lama lieferte Wolle und diente als Lasttier. — Ja, die Ausfreihung der den Toten mitgegebenen Dinge ließe sich schier endlos weiterführen. Die tönernen Gefäße, die die Form von Tieren und Menschen haben, kupferne Werkzeuge und die goldenen und silbernen Schmucksachen haben sich natürlich am besten erhalten. Neben Kinderleichen hat man bunte Federn, wunderbar geformte Steine, eine Puppenwiege und andere Spielsachen gefunden. Es sei hier an die in manchen Gegenden Europas übliche Sitte erinnert, daß kleinen Mädchen eine Puppe in den Sarg gelegt wird. Zum Teil wurden die Gruben für eine, zum Teil für mehrere Leichen hergerichtet. Es fehlte mithin nicht an „Massengräbern“.

Auch die Leichen der Gestorbenen selbst lehren uns viel Bemerkenswertes. Die Toten in Ancon sind in hochender Stellung, nicht lang ausgestreckt wie bei uns, zur Ruhe gebracht. So nehmen sie dieselbe Stellung ein, wie die lebenden Indianer, wenn diese sich ausruhen. Zusammengelauert, die Knie bis zum Kinn emporgezogen, sitzen die Indianer da. Die Sitte, die Toten in hochender Stellung zu bestatten, war einst auf der Erde weit verbreitet. In Europa beerdigte man sie vor Tausenden von Jahren auf diese Weise, wie uns die sogenannten Höckergräber zeigen. Namentlich geschah das zu der Zeit, die wir die jüngere Steinzeit nennen. Heute trifft man den Brauch noch bei den Naturvölkern Brasiliens und Australiens und in Südafrika im Zululande.

Hatte der Sterbende die letzten Atemzüge getan, so bog man bald darauf seinen Körper zusammen, ehe noch die Totenstarre eintrat und die Glieder steif machte. Man drückte die emporgerichteten Knie an den Oberkörper, umwickelte sie und ihn mit Bändern und stützte die Arme aufwärts. Darauf hüllte man den Toten, Lücken und Zwischenräume ausfüllend, fest in Zeugstücke oder Tücher ein und brachte darüber noch häufig eine Umschnürung aus Stricken an. Das Ganze glich einem mehr oder minder unförmlichen Warenballen von meist nicht ganz drei Viertel Meter Höhe. Diese Bestattungsweise finden wir allerdings, wie gesagt, nicht bloß auf dem Totensfeld von Ancon. Ein besonderes Kennzeichen tragen jedoch die dort ausgegrabenen Ballen, nämlich die künstlichen Köpfe. Man hat diese sonst nirgends gefunden.

Um dem Ballen ein menschenähnlicheres Aussehen zu geben, wurde auf ihm eine Art von Kopf angebracht. Man nähte aus derbem Baumwollstoff ein viereckiges Kissen zusammen und stopfte Blätter oder Seegras als Füllung hinein. Der Mund wurde durch Stiche bezeichnet, die man mit Baumwollengarn annähte. Die angeheftete Nase war aus Holz hergestellt, und das Auge aus einer Muschel oder einem Stückchen Rinde — in seltenen Fällen aus einem Metallplättchen — wovon sich als Pupille ein Tropfen schwarzen Harzes abhob. Pflanzenfasern in schwarzer Färbung deuteten das Haar an, und ganz vereinzelt setzte man dem Kopf eine Perücke aus Menschenhaaren auf. Auch Schmuck wiesen die falschen Köpfe auf. Manche Museen, in Berlin zum Beispiel das für Völkerkunde, besitzen eine ganze Sammlung von diesen eingewickelten

Leichen und haben nicht alle Ballen geöffnet, sondern sie zum Teil in ihrer ursprünglichen Verpackung aufgestellt. Trotz des Unterschiedes in der Lage erinnern die Leichen an die einbalsamierten Leichen der alten Ägypter, die ägyptischen Mumien. Kinder, und besonders kleine Kinder, scheinen die Indianer aber, wie die Hunde schließen lassen, vorwiegend in ausgestreckter Haltung bestattet zu haben. Bei der Öffnung eines Ballens fand man auf dem Kopf der großen Mumie eine Kindermumie. In den Beigaben und überhaupt in der ganzen Ausstattung zeigen sich zwischen den einzelnen Mumienballen erhebliche Unterschiede. Die mehr oder minder sorgfältige Zurüstung macht sich deutlich kenntlich. Unverkennbar spiegeln sich Armut und Reichtum noch nach vielen Jahrhunderten oder vielleicht Jahrtausenden in der Ausstattung der Leichen und der Gräber wider.

Eugente Jacobi.

o o o

## Das Leben auf einer einsamen Insel.

(Schluß.)

Ende Oktober gingen unsere Vorräte von Pinguineiern auf die Neige, so daß wir etwas anderes zur Nahrung zu suchen gezwungen waren. Als nun unser Speck und Hartbrot am 10. November ebenfalls gänzlich aufgezehrt war, schwammen mein Bruder und ich mit unseren Decken, der Büchse, einem anderen Anzug — diesen sowie Pulver, Schwefelhölzer und einen Kessel beförderten wir, um die Sachen trocken zu erhalten, in einem Schlaß — nach Osten um die nächste Landspitze, klonnen dann, nachdem wir die Nacht am Fuße des Abhanges zugebracht hatten, mit Hilfe des Tuffsockgrases auf die Hochfläche und marschierten nach der Westseite der Insel, wo wir in der Nähe unseres früheren Aufenthaltortes wieder hinunterkletterten. Hier bauten wir uns eine Hütte und nahmen, als wir ein Schwein geschossen hatten, ein prächtiges Mahl ein. Am folgenden Tage erlegte ich eine, später noch sechs Ziegen, von deren Fleisch wir bis zum 10. Dezember lebten. Die Ziegen hatten sich während des Winters bis auf neunzehn Stück vermehrt. Am letztgenannten Tage kehrten wir nach unserer Wohnung zurück, und da wir einsehen, daß wir noch längere Zeit auf der Insel zu leben gezwungen sein würden, so gingen wir daran, das Dach des Hauses auszubessern, den Garten von Unkraut zu säubern, die Frühkartoffeln

auszugraben und überhaupt alles in Ordnung zu bringen.

Ich habe noch vergessen mitzutheilen, daß wir im Sommer bei schönem Wetter mit gutem Erfolg aus unserem Boote und nach Verlust dessen von einem Felsen, den wir watend erreichen konnten, angelten, und so eine willkommene Veränderung in unserer Nahrung schufen. Während des Winters hatten wir jedoch nur drei- oder viermal Gelegenheit dazu, da das Wetter und die Brandung uns verhinderten, nach dem Felsen zu waten, und die Fische sich nicht gerne bei hohem Seegang dicht am Strande aufhalten.

Während wir im Dezember an der Westseite der Insel verweilten, bekamen wir Besuch von zwei Boten eines Walfischfängers, die ans Land geschickt waren, um zu fischen, und deren Mannschaft uns für sechs kleine Seehundsfelle fünf Pfund Tabak, drei Hemden, 25 Pfund Mehl und sechs oder sieben Pfund Melasse\* gaben. Wenn wir nicht noch auf die „Themis“ gewartet hätten, so würden wir mit diesem Schoner die Insel verlassen haben. Am 19. Dezember wurden wir durch Rufen und Schießen aus dem Schlafe geweckt. Unsere Nachbarn von Tristan da Cunha waren wieder da, nachdem sie schon neun Tage auf der Westseite der Insel mit Robbenfangen zugebracht und dort 40 Seehunde und einen Seelöwen erlegt hatten; auch auf der Nachtigallinsel, wo sie ein paar Tage gewesen, hatten sie zwei Robben gefangen. Für ein Faß, das sie uns an der Westseite der Insel genommen hatten, um Seehundspeck darin zu verpacken, gaben sie uns eine kleine Portion Mehl. Nach halbständigem Aufenthalte entfernten sie sich wieder, allein so gerne wir unsere Insel auch verlassen hätten, so wollten wir doch nur im äußersten Notfalle nach Tristan gehen. Und da die Leute uns erzählt hatten, daß die „Themis“ im nächsten Monate dort eintreffen und dann auch nach der Insel Inaccessibile kommen werde, so entschlossen mein Bruder und ich uns in der neubelebten Hoffnung auf die Rückkehr des Gaffelschoners zum Bleiben. Das war der letzte Verlust, den wir bis zu der zehn Monate später erfolgenden Ankunft des „Challenger“ mit der Außenwelt hatten. Die Leute von Tristan hatten während ihres neuntägigen Verweilens acht von den noch übrigen zwölf Ziegen geschossen und sprachen offen ihr Bedauern darüber aus,

daß es ihnen nicht gelungen war, auch die letzten vier zu erlegen.

Im Januar sahen wir die „Themis“ in der Nähe von Tristan, indessen kam sie nicht zu uns herüber. Etwa am 22. Januar schwamm ich nochmals um die Landspitze und erstieg die Hochfläche, wo es mir gelang, vier Schweine zu erlegen, von denen ich zwei Gimer Schmalz erhielt. Die Schinken warf ich meinem Bruder nach dem Strande hinab. Ich sah auch die vier Ziegen, wollte sie aber nicht schießen. Bei dieser Gelegenheit blieb ich acht Tage auf dem Berge, während welcher Zeit ich mich jeden Abend nach der an der Westseite stehenden Hütte begab, um dort zu übernachten, und mich zum Teil auch von den Eiern der Albatrosse und anderer Seevögeln nährte, die zu dieser Zeit gerade oben auf der Insel brüteten. Die ganz jungen Vögel waren ebenfalls genießbar.

Am 1. Februar, am Tage, nach dem ich zu meinem Bruder zurückgekehrt war, landete ein Boot aus Tristan an der Westseite, und die Inassen schossen oder fingen die noch übrigen vier Ziegen, aus welchem Grunde ist schwer zu sagen. Allein da sie auf Tristan da Cunha reichlich Nahrungsmittel aller Art, auch Schafe, hatten, so scheint es, daß sie uns von unserer Insel zu vertreiben wünschten. Das Boot wurde durch stürmisches Wetter einen Tag zurückgehalten und fuhr dann, ohne mit uns verkehrt zu haben, nach Tristan zurück. In der Tat schien es uns auch, als ob die Inassen es zu vermeiden suchten, von uns, die wir gewissermaßen nicht imstande waren, mit ihnen in Verkehr zu treten, gesehen zu werden. Der Februar verlief in ruhiger Weise, und wir nährten uns von den durch uns im Garten gezogenen Kartoffeln und Gemüsen, die wir mit Schmalz anrichteten.

Als aber Schmalz und Kartoffeln im März aufgezehrt waren, machten wir nochmals zusammen den Weg um die Landspitze. Erst jetzt entdeckten wir den Verlust der vier Ziegen, so daß wir uns mit einigen geschossenen Schweinen begnügen mußten. Wir blieben 14 Tage auf der Westseite der Insel, und da wir täglich Ausflüge nach dem Gipfel des Berges machten, so bauten wir uns dort oben eine kleine Hütte, eben groß genug, daß einer von uns darin Unterkunft finden konnte.

Die Hochfläche war bei einem Durchmesser von etwa sechs Kilometer fast rund, aber von zahlreichen Schluchten und Tälern durchschnitten. Die ganze Fläche war mit einer Art schlech-

\* Sirup, der bei der Zuckerherstellung gewonnen wird.

ten, gewöhnlichen Gras und Riedgras sowie zahlreichen von den Winterstürmen umgewehten Bäumen bedeckt, nur an den geschützten Stellen standen lebende Bäume, jedoch von sehr kleinem Wuchse. Großer Vorsicht und beträchtlicher Anstrengung bedurfte es aber, um den Gipfel zu ersteigen, was ohne Hilfe des Tuffsockgrases gar nicht möglich gewesen wäre; gebraucht man doch selbst unter Zuhilfenahme dieses Grasses anderthalbstündiger schwerer Arbeit mit Händen und Füßen, zeitweilig sogar mit den Zähnen, um hinauf zu kommen.

Im November hatten die Sturmvögel zu brüten begonnen, deren Junge uns im April als Nahrungsmittel sehr willkommen waren. Wir beschloßen dann wieder, uns zu trennen; ich wollte oben auf dem Berge bleiben und genügend Schweinefett für den Winter sammeln, während mein Bruder unten am Strande wohnen sollte, um das ihm hinabgeworfene Fett in ein Faß zu verpacken. Jedesmal, wenn ich ein Schwein erlegt hatte, rollte ich die Haut mit dem daran befindlichen Speck zusammen, unwickelte sie mit Hautstreifen und warf sie den Abhang hinunter. Das Fleisch einsalzen konnten wir wegen Mangels an Salz leider nicht. Jetzt ging uns unglücklicherweise auch der Tabak aus, was uns um so unangenehmer war, als wir beide leidenschaftliche Raucher sind.

Als wir uns trennten, hatte mein Bruder drei kleine Ferkel, die wir gefangen, mit sich den Berg hinabgenommen und sie dann an unser Proviantfaß gebunden, um sie auf diese Weise um die Landspitze herum durchs Meer nach unserem Hause zu schleppen. Obwohl die Tiere unterwegs beinahe ertrunken wären, kamen sie doch glücklich bei unserer Behausung an, wo sie in einer Einfriedigung auf das Sorgfältigste gepflegt und mit Gras, grünem Kraut und auch mit Pinguineiern gefüttert wurden, um bei eintretendem Mangel im Winter uns als Nahrung zu dienen. Da die Ferkel nur klein waren, so konnte mein Bruder sie bei den beschwerlicheren Stellen des Berges mittels eines Laues hinablassen und an den weniger steilen Orten tragen. Nachdem ich mich bis Ende April oben auf der Insel aufgehalten, kehrte ich nach dem Strande zurück, wobei mir auf dem Wege um die Landspitze leider zwei lebendige Schweine ertranken, die ich mit herunter gebracht und im Schlepptau hatte. Mir selbst gelang es glücklicherweise, trotz der Brandung ohne wesentliche Verletzung das feste Land zu erreichen. In der Folge lebten

wir wieder von Sturmvögeln und Kartoffeln. — Indessen schien uns unser Kartoffelvorrat für den Winter nicht ausreichend zu sein, und so mußte ich denn am 8. Juni nochmals die Hochfläche der Insel erklimmen, wo ich bis zum 18. August blieb. Ehe ich aber meinen Weg antrat, hatten wir uns daran gemacht, unsere Winterwohnung etwas weiter aus der Nachbarschaft des Wasserfalles zu entfernen, und demgemäß ein anderes Gebäude aufgeführt, in dem wir das schlechte Winterwetter recht gut aushalten konnten und in dem wir auch bis zu unserem Scheiden von der Insel wohnten.

Den Juni Monat verbrachte ich in der Hütte auf dem Gipfel des Berges, den Juli in einer Höhle, die ich vorzog, weil sie mehr Schutz gegen das kalte Wetter gewährte. Meinen Bruder sah ich fast jeden Tag, wir konnten uns sogar, wenn das Heulen des Sturmes und das Getöse der Brandung nicht gar zu stark waren, ziemlich gut miteinander unterhalten. Eines Tages sah Gustav ein mit vielen Personen besetztes großes eisernes Schiff in der Eisfernung von einer Seemeile vorbeifahren, doch war dies bei sehr nebligem Wetter gleich nach dem Nachlassen eines heftigen Sturmes, und die Mannschaft benutzte die Windpause schnell, um Segel zu setzen und von der Insel frei zu kommen.

Während des nun folgenden Winters hatten wir keine großen Entbehrungen zu ertragen, und wenn wir auch weder Mehl, Reis und Kartoffeln besaßen, noch Tabak mehr hatten, so litten wir wenigstens keinen Hunger, da wir genügenden Vorrat an Schweinefleisch und eine Kleinigkeit Tee hatten. Sobald die Pinguine wieder zu legen begannen, gingen wir auch sofort ans Einsammeln der Eier, die meistens in Schweineschmalz geschmort, uns zur Nahrung dienten, bis der „Challenger“ in Sicht kam. Meine Büchse nebst 50 Patronen hatte ich zur Zeit in der Höhle zurückgelassen. Sie war allerdings an zwei Stellen geborsten, befand sich jedoch noch in einem Zustande, daß wir ein Schwein damit schießen konnten; wogegen die Vogelflinte derart gesprungen war, daß wir sie höchstens noch gebrauchen konnten, um das Feuer anzublazen. Unsere Messer hatten wir sämtlich im hohen Grade verloren, indes wußten wir uns zu helfen, indem wir etwa ein Duzend anderer Messer aus der stählernen Säge verfertigten, allerdings in äußerst roher Weise. Wir machten die Säge im Feuer glühend, zerschnitten sie

mit dem Hartmeißel, härteten die Stücke und steckten sie in einen Griff, um das Messer für den Gebrauch fertig zu haben. Unsere Kleidung befand sich in einem noch ziemlich tragbaren Zustande, dagegen fehlten uns Schuhe und Stiefeln, die wir durch selbstgefertigte Lederschuhe nach Art der indianischen Mokassins ersetzten. Unsere Arznei hatten wir glücklicherweise nicht benutzt, da keiner von uns auch nur einen Tag krank gewesen war. An sonstigen Vorräten besaßen wir noch acht oder neun Pfund Kaffee und ein Pfund Tee sowie vier Flaschen mit Essig, der indessen verdorben war. Die Zeit, während der wir durch Regen in unserer Hütte zurückgehalten wurden, verging uns in langweiligster Weise, denn unsere Bibliothek bestand nur aus einem Atlas und acht Büchern, deren Inhalt wir ziemlich auswendig wußten. Unsere Hunde waren uns, trotzdem wir sie mit Stricken in der Nähe der Hütte festzubinden versucht hatten, fortgelaufen, um nach der Brutstätte der Pinguine zu kommen. Hier töteten sie eine große Menge Vögel und wurden infolgedessen sehr wild und bissig, so daß sie uns nicht mehr gehorchten. Und da einer von ihnen außerdem toll geworden zu sein schien, so schossen wir sie sämtlich nieder.

Als der „Challenger“ bei der Insel eintraf, hatten wir uns in der Zeit um einen Tag geirrt, was wahrscheinlich schon bald nach unserer Ankunft auf der Insel geschehen war.

o o o

### Die drei Faulen.

Ein König hatte drei Söhne, die waren ihm alle gleich lieb, und er wußte nicht, welchen er zum König nach seinem Tode bestimmen sollte. Als die Zeit kam, daß er sterben wollte, rief er sie vor sein Bett und sprach: „Liebe Kinder, ich habe etwas bei mir bedacht, das will ich euch eröffnen; welcher von euch der Faulste ist, der soll nach mir König werden.“ Da sprach der Älteste: „Vater, so gehört das Reich mir, denn ich bin so faul, wenn ich liege und will schlafen und es fällt mir ein Tropfen in die Augen, so mag ich sie nicht zutun, damit ich einschlafe.“ Der zweite sprach: „Vater, das Reich gehört mir, denn ich bin so faul, wenn ich beim Feuer sitze, mich zu wärmen, so ließ ich mir eher die Fersen verbrennen, ehe ich die Beine zurückböge.“ Der dritte sprach: „Vater, das Reich ist mein, denn ich bin so faul, sollt' ich aufgehängt werden und hätte den Strick schon um den Hals, und einer gäbe mir ein

scharf Messer in die Hand, damit ich den Strick zerschneiden dürfte, so ließ ich mich eher aufhengen, eh' ich meine Hand erhöhe zum Strick.“ Wie der Vater das hörte, sprach er: „Du hast es am weitesten gebracht und sollst der König sein.“

Brüder Grimm.

o o o

### Rätsellied.

Was für eine Straße  
Ist ohne Staub?  
Welcher grüne Baum  
Hat doch kein Laub?

Die Straße auf der Donau  
Ist ohne Staub.  
Der grüne Tannenbaum  
Der hat kein Laub.

Was für ein König  
Ist ohne Thron?  
Was für ein Knecht  
Hat keinen Lohn?

Der Kartenkönig  
Hat keinen Thron.  
Der Stiefelknecht  
Hat keinen Lohn.

Was für ein König  
Ist ohne Land?  
Was für ein Wasser  
Hat keinen Sand?

Der König auf dem Schilde  
Ist ohne Land.  
Das Wasser in den Augen  
Hat keinen Sand.

Welches schöne Haus  
Hat weder Holz noch Stein?  
Welcher große Strauß  
Hat keine Blümelein?

Das kleine Schneckenhaus  
Hat weder Holz noch Stein.  
Der große Vogel Strauß  
Hat keine Blümelein.